

MERKUR

Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Herfried Münkler, Raub oder Rettung von Kulturgütern?

Patrick Bahners, »Mein Kampf«, kommentiert

Ulf Erdmann Ziegler, Das schöne Kind ist nackt

Christian Demand, Moralische Anstalten. Designkolumne

Roman Köster, Prognosen. Ökonomiekolumne

Jonathan Beckman, Die Revolution des Lächelns

Schwerpunkt: Gäste, Fremde, Flüchtlinge

Daniel Thym, Universalismus und Flüchtlingsdebatte

Martin Burckhardt, Selfie mit Kanzlerin

Susanna Elm, Bürger und Fremde im römischen Reich

Jens Soentgen, Ökologie und Philoxenie

Remigius Bunia, Brüssel (III). Kommissarisch, souverän

Harry Walter, Modellbauschiffe



70. Jahrgang, März 2016

Klett-Cotta

802

Ökologie und Philoxenie

Von Jens Soentgen

Den Meisenkasten, den unsere Tochter Merle im Werkunterricht gebastelt hatte, lagerte ich lange auf der Terrasse, bis im Frühjahr das Zizidäh der Meisen in den noch kahlen Bäumen mich daran erinnerte, dass ich ihn ja vielleicht einmal anbringen könnte. Das tat ich eines Abends

kurzentschlossen an dem einzigen Baum, den unser winziger Garten hat. In der Eile, denn es regnete, verwendete ich Gummibänder, die ich aber nur als Provisorium betrachtete, ich wollte den Kasten später solide mit Schrauben befestigen.

Dazu kam es nicht, denn schon am nächsten Tag war ein Blaumeisenmännchen eifrig an dem Kasten beschäftigt und trug Nistmaterial herein. Mit einem reizenden, mir ansonsten von den Blaumeisen unbekannten Ruf lockte er ein

zuvor gefreites Weibchen herbei. Es dauerte nicht lange, da war klar, dass das Pärchen in dem ungeschliffenen Kasten brütet, und bald hörten wir die feinen Rufe der Jungen. Die wurden lauter und lauter, und wir bewunderten die Eltern, die von frühmorgens bis spätabends ununterbrochen Futter herbeischafften. Das Gezwitschere im Kasten wurde von Tag zu Tag kräftiger, immer rascher flogen die Altvögel herein und heraus, und dann, eines Abends, war der Meisenkasten still. Die Vögel waren ausgeflogen.

Sittich Hans von Berlepsch

Vorformen des Nistkastens kennt man seit dem 15. und 16. Jahrhundert, man nutzte sie aber eher zum Vogelfang denn zum Vogelschutz. Ihre moderne Form entwickelte 1898 ein Adliger mit dem Namen Sittich Karl Rudolf Hans von Berlepsch, der als einer der Begründer des Vogelschutzes gilt. Berlepsch untersuchte verlassene Spechthöhlen, in denen Meisen gern brüten, und fertigte anhand dieser Analysen seine Nistkästen an, die er als »Original Berlepschhöhle« an Vogelfreunde verkaufen ließ. Der Vogelname Sittich ist in der Familie von Berlepsch verbreitet, es gab zu Luthers Zeiten bereits einen Hans Sittich, auch ist das Wappen der Familie geziert von sechs Sittichen. Heute ruht dieser Sittich Hans von Berlepsch (der Vogelschützer) im idyllischen Ort Seebach in Thüringen, eine Vogeltränke schmückt sein schlichtes Grab.

Anders als die Katzentür oder die Straßenschwelle ist der Meisenkasten bislang der Aufmerksamkeit philosophierender Dingtheoretiker entgangen, dabei könnte an ihm möglicherweise ein neuer Zu-

gang zur Naturethik gefunden werden. Naturethik wird anthropozentrisch oder physiozentrisch (oder gar holistisch) begründet, ihr sind, wie das Bundesamt für den Naturschutz ausführt, die drei Leitbegriffe Klugheit, Gerechtigkeit und Glück zugeordnet. Wir schützen danach »die Natur«, weil es klug ist (nützlich für uns), weil es gerecht ist (gegenüber späteren Generationen) und weil es zum Glück (des guten Lebens in einer reichhaltigen Natur) führt.

Der Meisenkasten hat nun in der Tat mit Klugheit (es ist sinnvoll, Meisen zu erhalten), mit Gerechtigkeit (man muss den Meisen Ausgleich für die aus der Landschaft verschwundenen alten Bäume schaffen) und mit Glück zu tun (weil es froh macht, den Blaumeisen zuzusehen). Vor allem aber, so glaube ich, ist das Bauen und Anbringen eines Meisenkastens ein Akt der Gastfreundschaft.

Man schafft für Fremde, die nicht zum eigenen Haushalt gehören, eine Zuflucht. Denn die Meisen finden in unserer ausgeräumten Landschaft keinen Ort mehr. In unseren Umwelten wird alles verwertet, und Höhlen in Bäumen werden nicht geduldet. Höhlenbrüter, zu denen die Blaumeise zählt, haben es daher schwer. Und ähnlich geht es vielen Tier- und Pflanzenarten bei uns: Sie sind in unseren modernen Nutzlandschaften heimatlos geworden. Sie sind wandernde Vertriebene, die im Zuge der immer intensiveren Indienstnahme von Äckern, Wäldern und Flusslandschaften kurzerhand ausgebürgert wurden.

Von den in Deutschland lebenden etwa 71 500 Arten wurden, wie der jüngst erschienene erste Artenschutzreport des Bundesamts für den Naturschutz erläu-

tert, rund 32000 auf ihre Gefährdung hin untersucht. Ergebnis ist, dass rund 30 Prozent der bei uns eigentlich beheimateten Pflanzen, Tiere und Pilze in ihrem Bestand gefährdet sind. 6 Prozent sind bereits ausgestorben.

Unsere Landschaften mögen grün und friedlich aussehen, in Wahrheit sind sie Orte einer zwar stillen, aber gleichwohl wirksamen Gewalt. Mit Stoffen und Methoden, die nicht selten ursprünglich als chemische Waffen gegen Menschen im Ersten und Zweiten Weltkrieg entwickelt und erprobt wurden, wird gegen Insekten wie auch gegen Pflanzen vorgegangen, mit Maschinen werden Hecken und ganze Wälder vernichtet. Deren Ureinwohner werden gewaltsam ausquartiert. An ihrer Stelle errichtet der Mensch seine Produktionsanlagen, seine Äcker und Wiesen, auf denen er Nutzpflanzen zieht und Nutzpflanzen hält, denen er eine von ihm befristete Lebensspanne zugesteht.

Global ist die Situation ähnlich dramatisch, mancherorts, etwa in Amazonien, werden täglich quadratkilometergroße Flächen Regenwald gerodet und verbrannt und damit die dort ansässigen Menschen, Tiere und Pflanzen vernichtet oder vertrieben, um Platz für einige wenige Pflanzen und Tiere zu schaffen, die den Akteuren der Vertreibung dienlich sind.

Die Rate aussterbender Arten ist schwer zu bestimmen, weil man nicht einmal genau weiß, wie viele Arten von Lebewesen es auf der Erde überhaupt gibt. Einig sind die Forscher aber, dass derzeit die jährliche Aussterberate tausend- bis zehntausendfach höher ist als die natürliche. Es ist nicht schwer, sich anhand der bekannten Fakten und Schätzungen auszurechnen, dass in einhundert Jahren die

Hälfte aller Arten auf Erden verschwunden sein könnte. Nicht durch die normale Evolution, sondern durch uns. Vögel zählen dabei nach den Amphibien zu den am meisten gefährdeten Tierarten. Eine homogenisierte Landschaft wird das Resultat sein, in der immer noch alles grünt und blüht, in der auch Vögel unterwegs sein werden, aber nur noch wenige Arten. Kein stummer Frühling also dereinst, aber ein eintöniger.

Naturschutz als Kompensation

Wie schmerzhaft es sein kann, das Aussterben einer Art zu erleben, schreibt von Berlepsch in seinem »ornithologischen Lebenslauf«. Er hatte Karolinasittiche gekauft, die in ihrer Heimat Nordamerika stark verfolgt wurden. Diese züchtete er und ließ sie, ein Trupp von zwanzig Vögeln, frei in seinem Gut umherfliegen, in der Hoffnung, sie womöglich ansiedeln zu können. Doch die »herrlich grünen Vögel mit gelb und rotem Kopf« verschwanden. Jahrzehnte später, die Sittiche waren in ihrer nordamerikanischen Heimat bereits ausgerottet, entdeckte er in einer »Dorfschänke« einige der Tiere – ausgestopft. Der Wirt erzählte bereitwillig, »Vater selig« habe die »komischen Vögel« mit dem Gewehr innerhalb zweier Tage von der Hoflinde geschossen, und es sei, so habe er immer erzählt, merkwürdig gewesen, dass die Tiere die getroffenen und am Boden liegenden Genossen umflattert hätten, so dass man sie habe bequem »bis zum letzten vernichten« können.

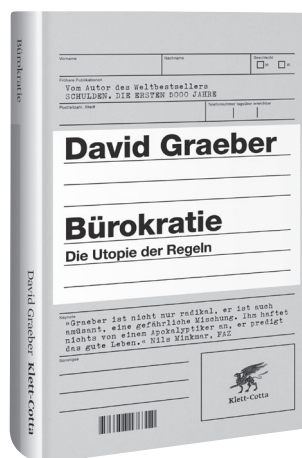
Den bedrohten und vertriebenen Pflanzen und Tieren neue Heimaten oder zumindest Asyle zu schaffen, ist vor diesem Hintergrund nicht nur ein Akt individu-

eller Gastfreundschaft, sondern eine staatliche Aufgabe, wie auch die Gastfreundschaft seit der Antike sowohl eine individuelle Tugend wie auch eine staatliche Institution war. Neue Heimaten schaffen – das zählt auch zur täglichen Arbeit des professionellen Naturschutzes. Denn diesem geht es sehr oft nicht nur darum, vorhandene Habitate zu erhalten, sondern mehr noch, kompensatorisch Ersatzhabitate zu schaffen, wobei oft Erfindungsgeist gefragt ist.

Inzwischen gibt es Nistkästen auch für Fledermäuse, für Falken; Hotels für Insekten sind im Discounter erhältlich. In größerem Maßstab ist der professionelle Naturschutz tätig, um Ersatzhabitate zu schaffen. So werden von Naturschützern alte Schiffe planmäßig versenkt, um künstliche Riffe zu schaffen; Ersatzlebensräume, um die Zerstörung der natürlichen Riffe zu kompensieren. Magerrasen werden an Autobahnböschungen angelegt, Fischpässe konstruiert, um wandernden Fischen wieder Zugang zu verbauten Flüssen, ihren alten Heimaten, zu schaffen. Bei manchen Arten, etwa den Meereschildkröten, geht die Gastfreundschaft so weit, dass Menschen die Eier in eigens konstruierten Brutkästen ausbrüten lassen, die Jungen aufziehen, um sie dann an geschützten Orten auszusetzen. In allen diesen Fällen geht es darum, vertriebenen und bedrohten Arten Schutz anzubieten.

Ökologie und Philoxenie, Gastfreundschaft, gehören schon sprachlich eng zusammen. Denn Ökologie kommt von »oikos«, dem griechischen Wort für Haus, Zuflucht. Zum Haus aber gehört als elementarer ethischer Akt die Möglichkeit, Fremden Unterkunft zu gewähren. Diese Gastfreundschaft bezog sich ursprünglich

www.klett-cotta.de



David Graeber
Bürokratie
 Die Utopie der Regeln

Aus dem Amerikanischen von
 Hans Freundt und Henning Dedekind
 329 Seiten, gebunden mit
 Schutzumschlag
 ISBN 978-3-608-94752-6
 € 22,95 (D) / € 23,60 (A)



David Graeber, der bedeutendste Anthropologe unserer Zeit, entfaltet eine fulminante und längst überfällige Fundamentalkritik der globalen Bürokratie! Er entlarvt ihre Bedeutung als Mittel zur Ausübung von Gewalt.



Klett-Cotta

nur auf eine Auswahl von Menschen und deren Nutztiere. Gastfreundschaft kann aber, wie der Meisenkasten und große Teile des modernen Naturschutzes zeigen, auch erweitert verstanden werden. Sie kann, muss aber nicht von Einzelnen gewährt werden. Auch der Staat kann als Gastgeber auftreten, wenn er Teile seines Gebiets als Nationalpark ausdrücklich verfolgten Arten widmet und diese durch Artenhilfsprogramme unterstützt. Eine ökologische Ethik kann daher an die lange Geschichte der Gastfreundschaft anknüpfen.

Unbedingte Gastfreundschaft?

In der Welt der Griechen und Römer war die Gastfreundschaft ausgeprägt; sie beruhte auf Gegenseitigkeit: Bei wem ich einkehre, dem stelle auch ich frei, zu mir zu kommen. In einer Welt ohne Hotels war die Gastfreundschaft ein unerlässliches Institut, ohne das Reisen in die Fremde schwer denkbar waren. Odysseus etwa nimmt sie auf seiner Irrfahrt immer wieder in Anspruch; selbst den Zyklopen Polyphem erinnert er an dessen Gastgeberpflichten, mahnt ihn, dass die Schutzfliehenden unter dem Schutz des Zeus Xenios stünden; freilich vergeblich. Gastfreundschaft vererbte sich vom Vater auf die Kinder, wen der eigene Vater aufgenommen hat, bei dem durfte auch der Sohn einkehren. Das Institut der Gastfreundschaft galt als so stark, dass Gastfreunde sich im Krieg weigerten, gegeneinander zu kämpfen.

Verglichen mit der hohen Bedeutung, die die praktische Gastfreundschaft in der antiken Welt genoss, finden sich vergleichsweise wenige Reflexionen auf sie in

den klassischen Ethikkatalogen. Bei Aristoteles ist die Gastfreundschaft, wie übrigens auch die Dankbarkeit oder der Fleiß, nicht behandelt. Umso mehr befassten sich das Mittelalter und auch die frühe Neuzeit mit der *hospitalitas* als einem universellen Recht. Sie wurde besonders in den Klöstern gepflegt, von den Theologen gefeiert und verteidigt.

Aus moderner Perspektive ist diese Literatur kaum mehr sichtbar. So erklärt sich der enorme Nimbus, den Kant genießt, der in seiner Schrift *Zum Ewigen Frieden* ein universelles Gastrecht für alle Menschen, allerdings nur als Besuchsrecht, postuliert. Der Kant-Leser Derrida, der dieses Postulat für eine Idee Kants hielt, unterschied zwischen bedingter, also an bestimmte Konditionen gebundener, und unbedingter Gastfreundschaft. So wenig, wie eine unbedingte Gastfreundschaft gegenüber allen und jedem (etwa auch Parasiten usw.) möglich ist, sei die bedingte Gastfreundschaft zu denken ohne die Idee einer unbedingten. Beide hängen eng zusammen und korrigieren sich gegenseitig.

Ganz ähnlich ist es auch im Fall etwa der Toleranz, wie man ergänzen könnte. Nun macht sich Derrida in seinen verschiedenen Schriften zur Gastfreundschaft zu einem Anwalt der unbedingten Gastfreundschaft; doch zeigt sich genau besehen, dass seine unbedingte Gastfreundschaft eigentlich eine bedingte ist, weil sie sich nur auf Menschen bezieht.

Lohn der Mühe

Ist es absurd, zu fordern, dass auch nicht-menschliche Lebewesen, Vögel zum Beispiel, ein Gastrecht haben sollten? Als

Motiv der Gewährung von Gastfreiheit wäre nicht nur die Hoffnung auf Gegenseitigkeit anzuführen, dass also der Gastwirt daran denkt, dass er ohne weiteres auch selbst in die Situation kommen könnte, einmal Gastrecht in Anspruch nehmen zu müssen. Es gibt auch andere klassische Motive, Gastrecht zu gewähren. Dies ist zum einen der Hinweis auf besondere Fähigkeiten und Gaben der Gäste, die es sinnvoll erscheinen lassen, diese gastlich aufzunehmen.

Bei den Vögeln zählt dieses Argument seit über einhundert Jahren zu den Klassikern. Der Altmeister der Ornithologie, Alwin Voigt, preist in den 1920er Jahren die dem Auge wohltuende Erfrischung, die die Vögel an der Futterstelle im Winter bieten: »sie werden mitten in Schnee und Eis ein Stück reizvollsten Lebens entfalten«, schreibt er und empfiehlt »einige Berlepsch'sche Nistkästen«, wenn man »das buntgekleidete zierliche Völkchen dauernd um sich haben« möchte: »Das Bewußtsein, an der Erhaltung so reizvollen Lebens mitzuwirken, lohnt dem Naturfreund die aufgewandte Mühe; und schweigsam sind die gelbbrüstigen Gäste auch nicht.«

Voigt stellt den Vogelschutz ausdrücklich ins Zeichen der kompensierenden Gastfreundschaft: »Bedenkt man, wie so vielen Vögeln durch Maßnahmen der Waldwirtschaft, durch gedankenloses Wegschlagen von Gebüsch die Nistgelegenheit geraubt wurde, wie viele zu kulinarischen und anderen Zwecken weggefangen werden, erscheint der Mensch als ihr ärgster Feind. Den angerichteten Schaden gilt es so weit möglich wieder gut zu machen, und jeder Gartenbesitzer kann dazu beitragen, indem er den Arten, die

nicht Kulturflüchter sind, die Ansiedlung erleichtert.«

Rührend verteidigt dieser Vogelschützer der ersten Stunde die Tiere und mahnt, man solle nicht »zu egoistisch und weltverbesserisch bekritteln, wovon sie leben. Wie oft, bleiben Beeren und Obst hängen, weil niemand sich die Mühe nehmen will, sie abzuernten; ist es da nicht kleinlich, den Amseln und kleineren Singvögeln zu verargen, wenn sie sich von dem Überfluß etwas holen?«

Genau besehen tun die nichtmenschlichen Gastfreunde auch viel Nützliches. Das gilt nicht nur für Vögel, von denen Vogelfreunde oft sagen, dass sie »Schädlinge« vertilgen. Auch andere Tiere haben ihr Gutes, wenn man nur aufmerksam genug hinsieht. So weist der französische Naturforscher und Entomologe Réaumur darauf hin, dass sogar die wenig geliebten Wespen von einigen verständigen Metzgern in ihren Läden nicht nur toleriert, sondern sogar freigiebig versorgt werden, mit Leber und Milz, die sie am liebsten mögen. Der Grund ist, dass in einem von Wespen besuchten Metzgerladen die Fliegen ausbleiben, die für das Fleisch viel verderblicher seien, weil sie ihre Eier darauf legen. Wo aber Wespen unterwegs sind, ist es für Fliegen nicht sicher.

Neben besonderer Kunstfertigkeit und verborgenem Nutzen gibt es noch ein weiteres klassisches Argument dafür, Tieren Unterschlüpfе zu bieten, sie bei uns willkommen zu heißen – seien es nun Vögel, Insekten, Fledermäuse oder Amphibien. Dieses Argument ist die schlichte Schutzbedürftigkeit, die absolute Hilflosigkeit.

Wo Menschen vertrieben werden, hört man Proteste, die heute manchmal auch stellvertretend von Menschen für die ver-

triebenen nichtmenschlichen Anwohner vorgetragen werden. Nur ganz selten machen sich auch die ausgesperrten nichtmenschlichen Lebewesen selbst bemerkbar. Das einzige mir bekannte Beispiel verdanke ich dem Ethnologen Franz Krause, der zu Flüssen forscht. Die Geschichte ereignete sich beim Umbau des Flusses Kemijoki, dem längsten Fluss Finnlands. Dieser war einst ein Wildfluss, ist aber heute eine langgestreckte Wasserkraftanlage.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg eine zerstörte Brücke über dem Fluss wieder aufgebaut werden sollte, erkannte ein Elektrizitätswerk die Gunst der Stunde, strich die staatliche Prämie für den Brückenbau ein und baute einen Damm, um den Fluss für ein Wasserkraftwerk aufzustauen. Ein Fischpass für die im Fluss ziehenden Fische wurde eingespart, zu teuer. In den auf die Fertigstellung der Wasserkraftanlage folgenden Sommern versammelten sich riesige Schwärme von Lachsen unterhalb des Damms und versuchten vergeblich, die aus den Turbinen hervorschäumende, über zehn Meter hohe Wasserfontäne hochzuspringen. Schließlich zogen die Lachse ab.

Erst nach dreißig Jahren Gerichtsprozessen wurde das Unternehmen verpflichtet, den Oberlauf mit Ersatzfischen zu besetzen und den noch lebenden Fischen Kompensationen zu bezahlen. Gesprengt wurde der Damm nie.

Ressentiment und Gewalt

Gastfreundschaft ist immer politisch, weil die Aufnahme von Fremden ein sensibler Akt ist, der die gemeinsame Welt verändert. Das erfahren alle, die sich für

Flüchtlinge, Unterdrückte und Verfolgte einsetzen. Nicht Rührung oder Freude über einen Akt der Nächstenliebe, sondern elementarer Hass oder mindestens Ressentiment schlägt ihnen oft entgegen.

Auf vergleichbare Reaktionen stößt man auch, wenn es um bestimmte nichtmenschliche Flüchtlinge geht. Naturschützer kennen die »difficult species«, die schwierigen Arten, mit denen man es nicht so leicht hat wie mit den Vögeln. Schon der Froschtümpel kann zu ernstem nachbarschaftlichem Streit führen. Die Auseinandersetzungen um den wieder eingebürgerten Biber werden bekanntlich recht emotional geführt. Erst recht lösen Raubvögel und Raubtiere Gewaltimpulse aus. Dem Luchs, der einzigen noch bei uns lebenden Großkatze, gewährt der Freistaat Bayern Schutz, der Wildbiologe Manfred Wölfl ist sozusagen als staatlich beauftragter Gastfreund angestellt, um für sein Wohl zu sorgen. Wölfl lebt mit seiner Frau im Lamer Winkel, einem idyllisch entlegenen Ort im Bayerischen Wald, mitten im Luchsrevier.

Seine Schützlinge aber sind vielen verhasst. Genau da, wo Wölfl wohnt, zentriert sich die Gewalt gegen die Luchse. Seit 2012 verschwanden hier neun Exemplare. Gern werden die Kadaver so hingelegt, dass der Wildtierbiologe sie finden muss. Eine mit drei Föten trächtige Luchsin wurde mit Schrot erschossen und an einem Waldweg abgelegt. Im Mai 2015 wurden vier Vorderläufe von Luchsen in der Nähe von Wölfls Haus drapiert.

Eine Demonstration, die dem Naturschützer drohen soll und ihm zeigt, wer der Herr im Wald ist. Von der Gewalt gegen die Schützlinge ist es kein sehr weiter Schritt zur Gewalt gegen ihren Schützer.

Die bayerische Umweltministerin Ulrike Scharf hat für Hinweise auf den Täter eine Belohnung von 10000 Euro ausgelobt.

Den Gipfel aber erreicht die Erregung bei uns, wenn es um den Wolf geht, das mythische Angsttier schlechthin. Andreas Otto, der Leiter der Abteilung für Naturschutz am LfU, erhielt erst kürzlich, wie er mir sagte, wieder einmal eine Hassmail, in der ein Bürger erklärte, dass es ein Skandal sei, wenn für die Wiederansiedlung eines Raubtiers in Deutschland Steuergelder ausgegeben würden. Eine Welt ohne Wölfe sei eine bessere Welt. Die Aufnahme und der Schutz von Fremden oder gar die Wiedereinbürgerung rührt ans Innerste, weil Fremde zuallererst als Bedrohung gesehen werden.

Schöne Natur?

Die Vertreibung von Tieren geht meist mit deren Vernichtung einher, da nämlich, wo keine Ersatzlebensräume geschaffen werden. An den vielen hilfsbedürftigen Lebewesen, die der aufmerksame Beobachter bemerkt, lässt sich ablesen, dass die Vertreibungen intensiver geworden sind. Sie zu bewältigen und zu kompensieren überfordert auch den gastfreundlichsten Naturfreund. Er muss Prioritäten setzen und sich an der Bekämpfung der Ursachen der Vertreibungen beteiligen. Das eine führt logisch und auch emotional zum anderen.

Viel Hoffnung freilich, irgendetwas aufhalten zu können, dürfen wir uns nicht machen. Darin liegt das Unheimliche der Naturzerstörung, dass sie trotz allen Protests immer rascher voranschreitet. Sie schafft durch den wirtschaftlichen Erfolg, der sie begleitet, neue Machtverhältnisse. Die neue, ärmere Umwelt gilt schon in

der nächsten Generation als das Normale und wird nicht weiter problematisiert.

Aus dem Gesagten ergibt sich zweierlei. Die eine Hälfte der Naturschutzarbeit kann als eine erweiterte Form der Gastfreundschaft begriffen werden, als kompensatorisches Schaffen von *para-oikoi*, von Ersatzlebensräumen für verfolgte Arten. Die ökologische Philoxenie ist eine politische, ökonomische und auch technische Aufgabe, nicht zuletzt muss sie aber von Herzen kommen, darf also nicht nur in der gleichgültigen bloßen Aufnahme, der schon im Mittelalter kritisierten Xenodochie, aufgehen. Mit Erfindungsgeist, Liebe und Fantasie muss die ökologische Philoxenie realisiert werden.

Viel zu sehr denken wir beim Naturschutz nur an »intakte«, schöne Natur. Der amerikanische Naturschutzpionier Aldo Leopold wunderte sich noch, als er 1935 bei einer Deutschlandreise sah, dass die Deutschen im Winter die Hirsche im Wald füttern und wegen des Fehlens alter Bäume Nistkästen aufhängen. All das braucht man nicht, wo man die Wildnis schützt. Doch inzwischen denken auch in Amerika Naturschutztheoretiker über die »post-wild world« (Emma Marris) nach. Das birgt die Gefahr, Umweltzerstörung zur bloßen Umweltveränderung zu nivellieren. Es öffnet aber auch die Augen für neue Chancen.

Moderner Naturschutz hat nicht nur mit Zäunen und Verbotsschildern, sondern vor allem mit kreativem experimentellen Gestalten zu tun. Für etliche Arten ist es nämlich unerheblich, ob die Orte, wo sie Unterkunft finden, aus Menschen-sicht schön und »intakt« sind. Der Flughafen München etwa ist für wiesenbrütende Arten wie den Kiebitz oder den

Großen Brachvogel eine Zufluchtstätte geworden, weil dort die Verfolgung durch die bei uns überall freilaufenden Hunde und Katzen ausfällt. Der Fluglärm hingegen stört die Tiere kaum oder wird von ihnen in Kauf genommen. Auch die 4200 Quadratkilometer große Sperrzone um Tschernobyl beherbergt heute, wie eine kürzlich veröffentlichte Untersuchung des britischen Umweltwissenschaftlers Jim Smith zeigt, deutlich mehr Wildtiere als vor der Reaktorkatastrophe. Das zeigt nicht, wie Smith hervorhebt, dass radioaktive Strahlung für die Tiere ungefährlich wäre. Es zeigt aber, dass die intensive Nutzung von Natur in Gestalt von Land- und Forstwirtschaft, Straßenbau usw. für die Natur noch problematischer ist.

Truppenübungsplätze sind seit langem Geheimtipps unter Fachleuten. Gerade dort, wo geschossen wird und wo es daraufhin brennt, inmitten der Schießbahn, fühlen sich die sehr seltenen Birkhühner wohl, weil dort die Heide immer neu nachwächst und besonders insektenreich ist. Die größte Müllkippe der Welt, Fresh

Kills auf Staten Island (mittlerweile stillgelegt), war ein Refugium zahlreicher seltener Tierarten. Wenn wir verfolgten Arten helfen wollen, müssen wir auch vermeintlich kaputte Orte einbeziehen, Autobahnböschungen, ehemalige Müllkippen, Rollfelder, Tagebaue, Altlasten, Betonwüsten und Trümmerflächen, die sich mit Sachverstand und Fantasie in neue Unterkünfte für verfolgte Arten umwandeln lassen.

Nur mit Kompensation freilich ist es nicht getan. Natürlich geht es auch darum, gegen die Verfolgung, die zu einem solchen Strom von Vertriebenen und Fast-Erledigten führt, zu kämpfen. Aus Sicht des Naturschützers wäre die bessere Welt die, in der seine Gastfreundschaft nicht eine notwendige Kompensation, sondern eine freie Entscheidung ist, die einer aus Freude, aus Liebe zu Tieren, aus Neugier und Geselligkeit spendet. Für Derrida geht die gesamte Ethik in der Gastfreundschaft (*hospitalité*) auf. Indem wir die Fremden aufnehmen und kennenlernen, entdecken wir uns auch selbst neu.